

Mit Tablet und ohne Interaktion

Gastbeitrag von Timo Bautz

Wenn Erwachsenen in einem Gespräch die Geduld oder das Interesse verlieren, suchen sie die Ursache dafür meistens in der besonderen Situation. Sitzungen, Gesprächsrunden, Begegnungen mit Bekannten, aber auch Diskussionen am Familientisch sind keineswegs immer interessant oder unterhaltsam. Bei solchen Gelegenheiten schneller zu ermüden, ist ein Vorrecht von Kindern und Jugendlichen. Was aber, wenn die Teilnahmefähigkeit generell abnehmen würde, situationsunabhängig und altersübergreifend? Mein Eindruck ist, dass Menschen insgesamt schneller Themen wechseln, Gespräche beenden und kürzer angebunden sind. Die Gründe suchen wir meistens im Mangel an Zeit, an Interesse oder Sympathie. Aber wenn der Eindruck nicht täuscht, lässt sich noch ein anderer Mangel erkennen, der viel gravierender ist. Er betrifft unsere psychische Belastbarkeit in Interaktionen, die schneller als anstrengend erlebt werden. Warum das so ist und was passiert, wenn wir sie beim Lernen überspringen, davon handeln die folgenden Überlegungen. Sie gehen von einem einfachen Interaktionsbegriff aus: Interaktionen unterscheiden sich als Kommunikationen dadurch von anderen, dass ihre Teilnehmer sich im Kontakt gegenseitig wahrnehmen und beobachten können.

Seit 200 Jahren gibt es einen Ort, an dem alle Menschen themenzentrierte Interaktion üben können und üben müssen: das Klassenzimmer. Hier werden die Spannen der Aufmerksamkeit gedehnt, für das, was gerade verhandelt bzw. vermittelt wird. Geschieht das klassenöffentlich, können sich die Anwesenden dabei gegenseitig beobachten. Zwar sieht niemand, was in den Köpfen der anderen passiert und wie der Stoff genau verarbeitet wird. Aber Mitschüler lassen sich an ihrem Verhalten beobachten und daraus lassen sich Schlüsse ziehen. Wer stellt welche Fragen, und gibt welche Antworten, und wie reagiert die Lehrkraft darauf? Aufmerksamkeit und Unaufmerksamkeit werden auf diese Weise bis zu einem gewissen Grad transparent und „ansteckend“. Der zweite Ansteckungsfall ist natürlich unerwünscht. Kippt die Situation und die Unruhe wächst in der Klasse ohne einen erkennbaren äußeren Anlass, dann glauben die Schüler, es liegt am Stoff oder an der Lehrkraft. Während die Lehrkraft vermutlich glaubt, es liegt an der Klasse. Die Dynamik von Konzentration und Ablenkung kennt viele Ursachen und Verstärker. Ein neuer Störfaktor sitzt erst seit kurzem im Klassenzimmer. Wo der herkommt, versuche ich jetzt an drei Beispielen aufzuzeigen.

Das Handy hat die Aufmerksamkeitssteuerung verändert

1. Eine SMS lesen oder schreiben wir aus sicherem Beobachtungsabstand mit eigener Regie über Themen, Zeit und Adressaten. Wir entscheiden ganz alleine, wann wir was lesen und wem wir etwas wann schreiben. Ohne Zeitdruck und Fremdbeobachtung können wir unsere Formulierung verbessern, Informationen

suchen, Ausreden erfinden, Gefühle regulieren – und das alles ungestört, ja unbemerkt von der Empfängerseite. Unter gegenseitiger Beobachtung ist das anders. Hier kommt es vor, dass Verlegenheit, Langeweile, Irritation und Dissens entstehen, die irgendwie ausgehalten oder überspielt werden müssen. Dafür ist Geduld und Aufmerksamkeit erforderlich, manchmal auch Geschick und Takt.

Je häufiger wir per SMS kommunizieren, um so seltener üben wir die schnelle Sofortabstimmung. Die Folge davon ist, dass die verbleibende Interaktion ungemütlicher und weniger spontan wird, zumindest zwischen Menschen, die sich nicht gut kennen. Ohne persönliche Rücksicht, Ehrlichkeit oder Takt steigt der Bedarf an Gesprächs-Kontrolle, die dann laufend Aufmerksamkeit erfordert und weniger Spielraum lässt für aufmerksames Zuhören und eigene Einfälle. Demgegenüber erscheint die SMS sehr komfortabel. Da entscheide ich, wem ich wann was mitteile und wo ich mich wann informiere. Die Eigenregie in der Fernkommunikation verengt die psychische Beweglichkeit im Gespräch. Ist es nicht lustig, wird es anstrengend, zumindest in Interaktionen mit wenig Ausweichspielraum.

An dieser Stelle liegt es nahe, an Schule und Unterrichtsinteraktion zu denken. Und dabei fällt zunächst auf, dass Schüler und Lehrkräfte nicht gleich betroffen sind. Letztere verfügen durch Unterrichtsplanung und Wiederholung ungleich mehr Interaktions-erfahrung.

2. Beispiel: der mobile Speicher. Das Handy ermöglicht hochfrequente Kommunikation dadurch, dass es deren Verläufe geordnet speichert, sodass wir jederzeit gezielt darauf zurückgreifen können. Was wir heute mit dieser Unterstützung nebenbei und unterwegs kommunizieren, dafür war noch vor 20 Jahren ein gut eingespieltes Sekretariat erforderlich. Die Ersparnis liegt darin, dass unser Gedächtnis als „psychischer Speicher“ kaum beansprucht wird und sofort wieder frei ist. Das hat einen hohen Preis: Weil wir Kommunikationen ungenauer erinnern müssen, lernen wir aus ihr weniger. Fernkommunikationen erzeugen weniger Erwartungen, auch bzgl. der Erwartungen anderer. Sie verdichten sich kaum zu sozialen Erfahrungen, aus denen wir für die Zukunft lernen. Anders gesagt, sie sozialisieren weniger. Vielleicht werden deshalb so viele Bilder gepostet. Die machen vor allem eines, sie lassen vieles offen. Ansonsten lesen wir, bevor wir am Handy antworten, was in der letzten Mitteilung geschrieben wurde, Familie und beste Freunde ausgenommen. Die Notwendigkeit, sich selbst an alte Kommunikationen zu erinnern, gibt es so nicht mehr.

Für den Unterricht bedeutet dies, dass Zuhören und Erinnern schwerer fallen. Aber nicht nur da, sondern überall, wo es auf Lernen im direkten Kontakt ankommt, kann die Handysozialisation zum Handicap werden, auch privat und im Beruf.

Vor wenigen Monaten hat Frankreich ein generelles Handyverbot an öffentlichen Schulen eingeführt – auch gegen den Widerstand der Eltern, die ihre Kinder immer

und überall erreichen wollen. Begründet wurde das Verbot mit dem Schutz des sozialen Gefüges der Schule und mit dem Ergebnis einer Studie, die zeigt, dass Handys in Lernsituationen, die uns herausfordern, die Konzentrationsfähigkeit vermindert.¹

3. Beispiel: die Sprache. Mit dem Smartphone sind Informationen an jedem Ort zu jeder Zeit verfügbar. Das begünstigt eine Mitteilungsform, die vereinfacht und verkürzt, damit der Sachverhalt in vielen Kontexten verstanden werden kann. Wer sich an einen dafür zugespitzten knappen Stil gewöhnt hat, kann Sätzen schwerer folgen, die Umwege gehen und Suchstrategien anregen, um genaueres Verstehen zu ermöglichen. Der Erfolg und die Mühelosigkeit von flapsig formulierten Internet-Anfragen, setzten die sprachliche Vermittlung im Unterricht unter einen bisher unbekanntem Druck. Hinzu kommt, dass das Kompetenzgefälle zwischen Lernenden und Lehrenden ständig unterlaufen wird, denn beide Seiten bekommen ja ihre Fragen im Netz gleich gut und schnell beantwortet.

Die drei Beispiele zeigen eines deutlich: bequeme Eigenregie, geringere Eigenerinnerung und ein knapper Stil in der Kommunikation erschweren es, Unterricht in seiner bisherigen Form zu halten und ihm zu folgen. Sie erhöhen seine Störanfälligkeit und legen grundsätzliche Reformen nahe. In dieser Situation, die unter Pädagogen wenig strittig sein dürfte, scheint sich auch ein Konsens über den Ausweg abzuzeichnen, auf den sich alle Hoffnungen konzentrieren: das Tablet. Es soll den Unterricht leichter und effektiver machen. Alle im Bundestag vertretenen Parteien bekennen sich dazu und haben mit Zweidrittelmehrheit für eine Grundgesetzänderung gestimmt, die es dem Bund erlaubt, in Bildungsfragen die Länderhoheit zu überspringen. Für den sogenannten „Digitalpakt“ sind 5 Milliarden € bereitgestellt u.a. für die Erstananschaffung von 500 000 mobilen Geräten in den Schulen. Das kommt der Wirtschaft entgegen, die den Google Classroom mit Geräten möbliert, aber auch den Eltern, die glauben, dass es sich um eine moderne Bildungsinvestition für ihre Kinder handelt. Von der Pädagogik und der Lehrerbildung werden neue didaktischen Konzepte erwartet. Aber dass es sich dabei um eine prinzipielle Umstellung des Unterrichts von Interaktion auf Ferninstruktion handelt, sagt niemand. Die können sich Mensch auch schwer vorstellen, die ihre Schulzeit ohne Tablet verbracht haben. Oder können wir das jetzt schon abschätzen?

Bilanzen und Prognosen

Wenn Beamer und Dokumentenkamera die Tafel und den Overhead ersetzen, geschieht das oft sinnvoll. Mit beiden Geräten lassen sich Bilder und Filme in die Stoffpräsentation einbauen, ohne dass sich die Form des Unterrichts ändert. Die

¹In der Universität von Texas wurden 800 Studierende in drei Gruppen geteilt: eine hatte das Handy abgegeben, die andere ausgeschaltet in der Tasche, die dritte angeschaltet auf dem Tisch. Bei schweren kognitiven Aufgaben schnitt die erste Gruppe deutlich besser ab, die zweite signifikant schlechter, die dritte am schlechtesten. Selbst abgeschaltet in der Tasche vermindert das Handy die Konzentration beim Lernen, durch die latente Empfangsbereitschaft der Nutzer.

Informationen werden zentral für alle wahrnehmbar angeboten, d.h. alle können sehen und hören, was gerade verhandelt wird. Es geht also nicht um Vorteile oder Nachteile der Digitalisierung insgesamt. In jedem Einzelfall muss die Frage besonders beurteilt werden. Mit dem Tablet lernt jedes Kind für sich allein am Bildschirm. Das hat zwei Vorteile: es macht Störungen und Ablenkungen selten, da die anderen weniger wahrgenommen werden. Und mit dem Tablet können Stoffe und Arbeitsaufträge individuell und asynchron angeboten werden. Ein Video wird aufgespielt, das alle für sich am Bildschirm mit dem Kopfhörer verfolgen. Danach sollen Fragen dazu schriftlich beantwortet werden, die vom Lehrer (oder vom Lernprogramm) sofort korrigiert werden. Fragen und Feedback können dem individuellen Lerntempo angepasst werden. Auch das ist unter dem Aspekt *individueller* Lernförderung ein schwer bestreitbarer Vorteil. Dass es in öffentlichen Schulen aber darum allein nicht geht, soll an dieser Stelle schon einmal erwähnt werden. Deshalb überraschte das Ergebnis der internationalen Vergleichsstudie (OECD 15), die herausgefunden hat, dass Tabletklassen höher motiviert sind, aber in den Leistungen keinesfalls besser als traditionelle. Offen lässt die Studie, warum das so ist; und sie zeigt auch nicht, was ohne gegenseitige Beobachtung beim Lernen verloren geht. Das möchte ich im Folgenden kurz ausführen.

Es ist schon fast eine pädagogische Binsenweisheit, dass *Fehler und Fehlertoleranz* beim Lernen eine wichtige Rolle spielen. Aufgeklärte Missverständnisse sind besonders gut geeignet, etwas begreifbar zu machen. „Es ist nicht so, sondern so zu verstehen“. Der Sinn einer Information kann besser verortet werden, wenn ihr Auswahlraum auf diese Weise konturiert wird. Didaktisch vorbereitet, ist das etwas umständlich, aber spontan markiert, erleichtert es das Verstehen. Dafür müssen die Lernbemühungen der anderen beobachtet werden, und genau das gibt es am Tablet nicht mehr. Es sei denn, es wird nur als E-book benutzt, wie ein Schulbuch, aus dem kurz vorgelesen wird, damit sich der Unterricht dann wieder von ihm löst. Aber würde das Tablet nur so verwendet, wäre das ungefähr so, als ob wir mit dem Smartphone nur telefonieren würden.

Im Tablet sind die Fragen zum Text formuliert, die abgearbeitet werden müssen und die die umständliche Interaktion im Klassenzimmer ersetzen, bei der immer nur einer sprechen kann und alle anderen schweigen müssen. Solche vorprogrammierten Einheiten werden in vielen Fächern separates Lernen zum Normalfall machen. Nicht nur Naturwissenschaften auch Fremdsprachen, Geschichte und Sozialkunde lassen sich auf diese Weise vermitteln. Fehler werden dann nur noch vom Programm und der Lehrkraft bemerkt. Das wiederum finden Eltern und vielleicht auch Schüler gut, die Angst vor Bloßstellung haben und vergessen, dass Noch-Nicht-Können zur Schule gehört. Sicher kann die gegenseitige Beobachtung beim Lernen manchmal unbequeme, peinliche, lustige oder langweilige Effekte haben. Und vielleicht entsteht manchmal zu viel Wettbewerb. Aber der Vergleich mit anderen kann Lernen nicht nur

stören, sondern auch motivieren. Und realistische Selbsteinschätzung wird nur so möglich.

Gegen das Tablet spricht auch die *Mitschrift per Hand*. Mit der eigenen Schrift codieren wir Inhalte mehrfach und selektiver. Die Handschrift wird größer und kleiner, etwas wird unterstrichen oder eingerückt, das Layout unterteilt, um den Inhalt zu strukturieren. Mit der Tastatur schreiben wir anders. Eine amerikanische Studie hat gezeigt, dass Studierende, die eine Vorlesung per Hand mitschreiben und anschließend nachlesen mehr vom Inhalt verstanden haben, als Tabletschreiber. Obwohl die sich strenger an den Wortlaut halten, gelingt es ihnen schlechter, den Inhalt zu erinnern. Die Selektivität der Information und ihre Sinnbezüge werden mit dem Tablet weniger einprägsam festgehalten als mit dem Stift.²

Befürworter des Tablets vermuten und versprechen gerne, dass es sich um eine Ergänzung des herkömmlichen Unterrichts handelt. Da sollten wir skeptisch werden. Ein Blick in die Verwaltung, in die Wirtschaft oder in die Wissenschaft zeigt, dass unter ökonomischem Druck immer mehr Leistungen von Programmen erledigt werden. Das Tablet wird nicht nur das Schulbuch ersetzen, sondern die Form der Vermittlung umstellen: von Lernen in Interaktionen auf Lernen am eigenen Bildschirm. Einige problematische Folgen werden schon diskutiert: Was wird aus den Lehrkräften und ihrer Ausbildung? Wer übernimmt die Auswahl der Lernprogramme? Wie groß wird die Abhängigkeit von den Verlagen, den Softwarefirmen und ihren Updates? Mir scheint eine andere Frage noch wichtiger: Steht eine solche Maßnahme überhaupt im Einklang mit dem Bildungsauftrag öffentlicher Schulen? Dürfen wir, weil es technisch möglich ist und wirtschaftlich rentabel, das Lernen in der Schule von Interaktion einfach abkoppeln?

Der Begriff Bildung war und ist in Deutschland so erfolgreich, weil er nicht nur Wissensinhalte bezeichnet, sondern auch den Prozess ihrer Aneignung. Die Inhalte variieren historisch und sind kaum eingrenzbar. Das zeigt schon die Ausdifferenzierung in Allgemeinbildung, Berufsbildung und Persönlichkeitsbildung. Neben der Schule gibt es natürlich auch viele öffentliche Bildungseinrichtungen, wie Museen, Universitäten, Theater, Volkshochschulen. Sie alle haben einen Bildungsauftrag, aber die öffentlichen Schulen verfolgen einen eigenen. Sie werden bei uns von den Bundesländern und ihren Kultusministerien organisiert. Die legen verschiedene Schultypen, Fächer, Stundentafeln, Fachprofile und Lehrpläne fest. Mit der Umstellung von Stoffen und Inhalten auf Kompetenzen wurde in den neuen Lehrplänen das „Lernen des Lernens“ als Abschlussformel verankert. Das ist einerseits konsequent, weil es von inhaltlichen Festlegung absieht, andererseits ist es abstrakt und auch nicht auf öffentliche Schulen zugeschnitten. Wir müssen deshalb ein Leitziel in Erinnerung rufen, das als Hauptkompetenz allen anderen

²Mueller, P.A. & Oppenheimer, D.M. (2014). The pen is mightier than the keyboard: Advantages of longhand over laptop note taking. *Psychological Science*, 25, 1159-1168.

zugrunde liegt: *soziale Anschlussfähigkeit*. Sie umfasst das einzelne Leben, aber berücksichtigt auch die Gesellschaft. Sie gilt für beruflich Chancen, kulturelle Teilhabe und private Kontakte. Menschen in einem so weiten Sinn sozial anschlussfähig zu machen, ist die umfassendste Aufgabe von öffentlichen Schulen. Alle weiteren kognitiven, emotionalen und sozialen Kompetenzen sind ihr nachgeordnet.

Was für Kommunikation unverzichtbar ist

Für die weiteren Überlegungen ist der Begriff *Sozialisation* wichtig: Er bezeichnet den gar nicht vermeidbaren Effekt, der entsteht, wenn wir mit anderen Menschen wiederholt in Kontakt sind (Familie, Schulklasse, Freunde, Kollegen). Genauer bezeichnet sie, was wir für uns aus den sozialen Erfahrungen in diesen Situationen lernen. Dabei geht es nicht nur darum, dass wir von jemandem etwas explizit lernen können, das gibt es natürlich auch. Darüber hinaus bilden wir in Kontakten ganz nebenbei allgemeine Verhaltensdispositionen und Einstellungen aus, die dann unser Verhalten prägen. Besonders in frühen Kontakten entstehen solche Prägungen als psychische und kognitive Strukturen, wie Erwartungen, Projektionen, Vorbehalte, Ängste, Offenheit usw. Die Sozialisation speziell in der Schule entsteht als Nebenprodukt beim klassenöffentlichen Lernen des Stoffes, meistens unbewusst, ohne Anstrengung, aber folgenreich.

In der Schule wird nicht nur Stoff gelernt und wie ihn die Lehrkraft vertritt, sondern auch, wie ihn die Mitschüler sich aneignen - mit welchem Widerstand, mit welchem Interesse, wie schwer bzw. leicht sie sich tun. Diese sekundären Lerneffekte entstehen nur beim klassenöffentlichen Lernen. Es geht dabei gar nicht primär um Vergleich und Wettbewerb, sondern um die Einschätzung, wie sich die anderen dabei anstellen und verhalten. Denn Stoffvermittlung und Kompetenzen alleine reichen nicht aus als Ausgangspunkt für soziale Anschlussfähigkeit in der Gesellschaft. Wir brauchen dafür auch ein sekundäres Erfahrungswissen darüber, was und wie die anderen lernen. Man müsste die Formel fast umschreiben: das Hauptziel öffentlicher Schulen ist das Lernen des eigenen Lernens und das Beobachten des fremden Lernens.

Warum ist das so wichtig? Die Einzigartigkeit von schulischem Lernen besteht darin, dass viele Themen von verschiedenen Lehrkräften vielen Kindern aus verschiedenen Herkunftten gemeinsam und transparent vermittelt wird. Nur solange das in dieser Kombination passiert, wächst die Teilnahmefähigkeit an Kommunikation. Es geht tatsächlich um das Produkt dieser vier Faktoren als Paket, das nicht aufgeschnürt werden darf. Wir müssen uns viele Jahre beim Lernen verschiedener Themen mit Hilfe verschiedener Lehrkräfte gegenseitig beobachten. Noch fürchtet niemand, dass Tablets die Unterrichtsinteraktion ähnlich zurückdrängen, wie einst die Schulpflicht das Erziehungsmonopol der Eltern. Aber spätestens, wenn sich gute Lernprogramme

individuell bewähren, kann die Schulpolitik und die Pädagogik den Interessen von Eltern und Wirtschaft wenig entgegensetzen.

Warum die *gegenseitige Beobachtung beim Lernen* so entscheidend ist, wird auch im Blick auf die Einführung der Schulpflicht deutlich. Sie war um 1800 nicht nur eine Antwort auf die Modernisierung des Arbeitslebens (Stichwort Industrialisierung / Arbeitsteilung) sondern auch eine Reaktion auf die Expansion der Massenmedien. Je umfangreicher Informationen gedruckt und später gesendet wurden, umso weniger konnte man sich ein Bild davon machen, wer sich wann worüber informiert. Neben dem Erwerb der Schreib- und Lesekompetenz sorgt die Schule auch dafür, dass die auseinanderlaufenden Wissenshorizonte, doch integrierbar bleiben. Nicht, indem wir uns alle an denselben Stoff erinnern, das ist unwahrscheinlich. Aber die gegenseitige Beobachtung beim Lernen schafft die Möglichkeit, sich eine einigermaßen sichere Vorstellung darüber zu bilden, was wir bei anderen, die wir nicht persönlich kennen, als Informationshintergrund voraussetzen können. Erst auf dieser Basis werden Kommunikationen und Mitteilungen wahrscheinlich. Wir müssen vorher abschätzen können, ob das, was wir mitteilen wollen, auch verständlich, zumutbar, vielleicht sogar konsensfähig ist. Auf eine realistische Reaktionserwartung kommt es an. Und die entsteht als Nebenprodukt, wenn wir längere Zeit in Interaktionen gemeinsam lernen und uns dabei gegenseitig beobachten. Wird der Stoff über Bildschirme angeboten, verschwindet diese Erfahrung. Wir können also sagen: Obwohl und gerade weil außerhalb der Schule so viel fernkommuniziert wird, muss in der Schule Interaktion geübt werden.

Es ist seltsam und doch wahr: um kommunizieren zu können, brauchen wir vorher schon Kommunikationserfahrung. Der Anfang des Zirkels lässt sich nicht bestimmen und auch nicht beobachten. Wir benötigen immer schon vage Vorstellungen und Erwartungen in Bezug auf diejenigen, die wir erreichen wollen, andernfalls gibt es keine gezielte Mitteilungsabsicht. Ob die Mitteilung verständlich, konsensfähig oder provozierend ist, stellt sich zwar tatsächlich erst mit der Reaktion heraus, aber irgendetwas muss ich vorher erwarten. Wenn wir die Adressaten nicht persönlich kennen, brauchen wir dafür pauschale Vorstellungen, und um die realitätsnah bilden zu können schon vorausgegangene Kommunikationserfahrung. Die Familiensozialisation ist das Ausgangsszenario, aber sie ist eben auch herkunftsabhängig. Deshalb tut die Schule das ihre und stellt die Verständigungsmöglichkeit auf eine breitere Basis, für Kommunikationen jenseits persönlicher Bekanntschaft.

Daraus beziehen öffentliche Schulen ihre Legitimation. Sie sollen nicht nur einzelne Menschen qualifizieren, sondern ihre Chancen für soziale Teilhabe verbessern. Die berufliche Qualifikation ist nur ein, allerdings wichtiger Aspekt. Und auch da gilt, egal ob sie höher oder niedriger ist als der Durchschnitt, sie muss richtig eingeordnet werden, damit sie sich bewähren kann. Durch gegenseitige Beobachtung beim

Lernen bilden wir uns eine Vorstellung darüber, was andere im Durchschnitt können oder wissen bzw. was nicht, und welche Verhaltensprämissen und Reaktionen davon ausgehend erwartet werden können. Um Menschen sozial anschlussfähig zu qualifizieren, sind beide Aspekte nötig: eine gewisse Kompetenz und das Wissen um die Wahrscheinlichkeit, mit der sie bei anderen vorausgesetzt werden kann.

Internet und soziale Medien bieten dafür keinen adäquaten Ersatz. *Facebook & Co* konzentrieren den Austausch auf bestimmte Themen und erzeugen so homogene Gruppen mit ähnlichen Informationsständen und Meinungen. Das schafft zwar auch Erwartungssicherheit für weitere Kommunikation. Aber es ist bekannt, dass sich in den sozialen Plattformen unrealistische Selbstdarstellungen und soziale Ressentiments besonders verstärken. Erfahrungen, die sich an einem realistischen Durchschnitt orientieren, entstehen so nicht, sondern gehen verloren. Ganz abgesehen davon, dass unsere Daten auf diesem Weg wirtschaftlich und politisch leicht missbraucht werden können. In der Schule ist das anders, hier kennt jeder jeden, es gibt einen persönlichen Schutz und die Themen sind breit gefächert. Im Google Classroom könnte sich das ändern.

Eine politische Frage

Dass Fernkontakte weniger sozialisieren als Nahkontakte ist nicht neu und wurde schon angesprochen. Fehlt ein gemeinsames Situationserleben, entstehen weniger soziale Erfahrungen. Milliarden Bilder werden mit dem Handy vom Urlaub gepostet auch um diese Lücke zu schließen und eine Nähe zu simulieren, die durch auseinanderlaufende Horizonte verloren geht. Menschen, die hauptsächlich in die Ferne kommunizieren, verlieren das, wonach sie suchen: die einfache Sicherheit, die ein gemeinsames Situationserleben schafft. In Kontakten mit Anwesenheit werden soziale Verhaltensprämissen geprägt und abgerufen. Bis jetzt haben wir alle jahrelang in Unterrichts-Interaktionen gelernt. Diese Sozialisationsphase zu überspringen oder zu verkürzen ist riskant und reicht über didaktische Maßnahmen weit hinaus. Außerhalb der Familie gibt es nur diesen einen Ort, an dem themenzentrierte Interaktion verpflichtend geübt wird. Er lehrt uns, Gesagtes zu erinnern, eigene Einfälle zu ordnen, am Themenstand zu orientieren und als Mitteilungen vorzubereiten. Er lehrt uns auch, sie mit der erforderlichen Vorsicht oder mit dem nötigen Mut persönlich auszusprechen. Wird diese Fähigkeit nicht geübt, verkümmert sie, und mit ihr nicht allein die Gesprächskultur, sondern zudem die Konfliktfähigkeit. Interessengegensätzen können dann nicht mehr konstruktiv ausgetragen werden. Darin steckt aus meiner Sicht eine politische Gefahr, die ich zum Schluss andeuten will.

Je bequemer wir maschinell unterstützt in die Ferne kommunizieren, umso leichter verschwimmt im Bewusstsein der Unterschied von psychischen und sozialen Prozessen. Wir vermischen sie nach dem Motto: Was mir eben einfällt, tippe ich sofort ins Smartphone. Es bedarf gar keiner Vermittlungsanstrengung. Ich kann

spontan loslegen und ohne konkrete Vorstellung in Bezug auf mögliche Adressaten und ihre Reaktionen. Irgendwie werden die Sätze schon verstanden. Schließlich ist die Technik selbst schon in der Lage, meine Tippfehler zu korrigieren; und das Smiley am Satzende macht deutlich, dass es gar nicht so ernst gemeint ist.

Angesichts der Flüchtigkeit eigener Einfälle ist es immer umständlich, Gedanken für andere auszuformulieren. Schon am Schreibtisch ist das nicht leicht. Aber in der Warteschlange vor der Kasse, bei Rot an der Ampel, oder im Gedränge der voll besetzten S-Bahn werden vermutlich häufig Dinge geschrieben, die mehr an Selbstgespräche erinnern, als an Verständigung mittels gezielter Informationen. Zwischen Freunden und in der Familie können solche Abkürzungen funktionieren, da ist der gemeinsame Kontext über gemeinsame Erfahrungen gegeben. Aber wenn es um wichtige Inhalte geht oder um Interessengegensätze, funktioniert es selbst da nicht.

Die schnelle SMS begünstigt Mitteilungsformen ohne langes Nachdenken über mögliche Reaktionen. Bei privaten Konflikten sinkt deshalb diese Form der Mitteilungsbereitschaft (Stichwort: Kontaktabbruch). Gegenüber den vorwiegend politisch korrekten Formulierungen in Pressemitteilungen und Communiqués, bevorzugen kurze Tweeds polarisierende und apodiktische Urteile. Die Folgen von dieser neuen Öffentlichkeit sind noch gar nicht absehbar. Kann es sein, dass besonders die politische Kommunikation bei ihrer Suche nach Kompromissen auf die alten Informationskanäle angewiesen ist, vielleicht sogar auf die widerständige Interaktionspraxis?

Historisch gesehen, ist die Demokratie aus der mündlichen Streitkultur auf öffentlichen Plätzen entstanden. Sie hat sich später durch geschriebenes Recht und die gedruckte Verfassung weiterentwickelt. Seitdem hängt ihr Funktionieren davon ab, dass die gewählten Regierungen und ihre Institutionen für eine gewisse Zeit legitimiert entscheiden können. Wird jede Gegenstimmung sofort in die Ferne kommuniziert und veröffentlicht, wird langfristiges Entscheiden, das für andere verbindlich ist, erschwert. Dann wird plötzlich der Legitimationsbedarf chronisch und die Demokratie erscheint paradox: „Das Volk regiert das Volk“. Aber wie kann es zugleich regieren und regiert werden? Wie soll das eigentlich gleichzeitig möglich sein? Die Zeit spielt hier eine wichtige Rolle. Für eine Legislaturperiode wird der Zirkel unterbrochen, so lange sind die Repräsentanten gewählt. Aber wird die Zeit kürzer, in der Wahlausgänge als bindend angesehen werden und immer schneller neue Optionen kommuniziert werden, dann gelingt es nicht mehr, politische Macht wirksam zu delegieren.

Für die Kontrolle der Regierungen ist eigentlich die Opposition zuständig und die Massenmedien. Beide kommunizieren ihre Forderungen und kritischen Kommentare heute per Twitter schneller und ungeduldiger. Schon fordern Populisten kürzere Amtszeiten und Plebiszite, was in der Tweetokratie konsequent erscheint. Ein

Tweed aus der Machtzentrale löst Irritationen aus, die dann mit öffentlichen Statements eingefangen werden, die ihrerseits Zweifel auslösen. So entstehen Turbulenzen, die den Eindruck erwecken, dass mehr reagiert wird als regiert. Das sorgt für Politikverdrossenheit, die sich wiederum schnell Gehör verschafft.

Beurteilen wir die Einfachheit der Fernkommunikation und die sozialen Medien von dieser Seite, können Zweifel entstehen, ob die Demokratie das aushält. Und die Frage ist dann, was könnte dem entgegenwirken, wenn nicht ein Unterricht, der Interaktion zum Zweck des Lernens anbietet?

Die Schule ist der einzige Ort, an dem Interaktion für alle verpflichtend geübt wird

Schulklassen sind keine *natürlichen Lerngruppen* und Schulen keine *natürlichen Lernorte*. Sie werden mit hohem Aufwand politisch organisiert und pädagogisch präpariert. Im 45 Minutentakt werden von eigens dafür ausgebildeten Personen Wissenslücken der Schüler aufgezeigt und dann gemeinsam geschlossen, meistens ohne realen Problemanlass. Dass das funktioniert und Schüler sich ein herbeikommuniziertes Defizit zu eigen machen, von dem sie bisher nicht einmal wussten, dass es existiert, ist nicht selbstverständlich. Die lange Erfolgsgeschichte der Schule zeigt, dass es geht – mit hohem organisatorischem Aufwand und persönlichem Einsatz der anwesenden Lehrkräfte und Schüler. Nun ist mit dem mobilen Internet ein neuer Wissensspeicher entstanden, der für jeden Menschen jederzeit erreichbar ist. Das senkt die Motivation für schulische Lernangebote. Die Schule kann in dieser Situation entweder mehr auf Organisation, d.h. Disziplin und Noten setzen, oder auf Lernprogramme, oder noch stärker auf persönliche Vermittlung.

Schon jetzt gelingt die Konzentration auf Gesprochenes schwerer, weil es als Eingangssignal für Aufmerksamkeit weniger genutzt wird. Aufwendige Präsentationen stehen deshalb hoch im Kurs, während traditionelle Vermittlungsformen wie Vortrag und Gespräch immer kurzatmiger werden. Didaktische Arrangements können einiges kompensieren und darauf setzen, dass viele Vermittlungswege besser sind als einer. Doch nur ein Unterricht, der Freiarbeit, selbständige Recherche und Hausaufgaben in Interaktionen „resozialisiert“, kann sie vergleichen und das für alle Beteiligten sichtbar.

Die Zukunft wird zeigen, ob es gelingt, den Unterricht so zu reformieren, dass er dem außerschulischen Kommunikationsdruck in die Ferne standhält und die psychischen Voraussetzungen für soziale Beteiligung sichern kann. Eine neue Lehrergeneration, die sich selbst im Netz informiert und über soziale Netzwerke kommuniziert, wird sicher Tablets im Unterricht verwenden. Und sie wird den Lernchancen in direkten Interaktionen weniger Nachdruck verleihen - es sei denn, sie hält gezielt daran fest, gegen den allgemeinen gesellschaftlichen Trend. Dafür muss sie keinen altmodischen oder bewahrpädagogischen Ansatz verfolgen. Es genügt, die

gesellschaftliche Funktion von Bildung und Erziehung im Auge zu behalten: die Verbesserung von Teilnahmechancen am sozialen Leben. Außerhalb der Schule realisiert sich das inzwischen größtenteils fernkommunikativ. Aber *innerhalb* der Schule spricht das nicht gegen, sondern für gemeinsame und transparente Unterrichtsformen.